

(Nachdruck verboten.)

Die Spitzin.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

Zigeuner waren gekommen und hatten ihr Lager beim Kirchhof außerhalb des Dorfes aufgeschlagen. Die Weiber und Kinder trieben sich bettelnd in der Umgebung herum, die Männer verrichteten allerlei Flickarbeit an Ketten und Kesseln und bekamen die Erlaubnis, so lange da zu bleiben, als sie Beschäftigung finden konnten und einen kleinen Verdienst.

Diese Frist war noch nicht um, eines Sommermorgens aber fand man die Stätte, an der die Zigeuner gehaust hatten, leer. Sie waren fortgezogen in ihren mit zerfetzten Plachen überdeckten, von jämmerlichen Mähren geschleppten Leiterwagen. Von dem Ausbruch der Leute hatte niemand etwas gehört noch gesehen; er mußte des Nachts in aller Stille stattgefunden haben.

Die Bäuerinnen zählten ihr Geflügel, die Bauern hielten Umschau in den Scheunen und den Ställen. Jeder meinte, die Landstreicher hätten sich etwas von seinem Gute angeeignet und dann die Flucht ergriffen. Bald aber zeigte sich, daß die Verdächtigen nicht nur nichts entwendet, sondern sogar etwas dagelassen hatten. Im hohen Grase neben der Kirchhofmauer lag ein splitternahtes Knäblein und schlief. Es konnte kaum zwei Jahre alt sein und hatte eine sehr weiße Haut und spärliche hellblonde Haare. Die Witwe Wagner, die es entdeckte, als sie auf ihren Rübenacker ging, sagte gleich, das sei ein Kind, das die Zigeuner, Gott weiß wann, Gott weiß wo, gestohlen und jetzt weggelegt hatten, weil es elend und erbärmlich war und ihnen niemals nützlich werden konnte.

Sie hob das Büchlein vom Boden auf, drehte und wendete es, und erklärte, es müsse gewiß irgendwo ein Merkmal haben, an dem seine Eltern, die ohne Zweifel in Qual und Herzensangst nach ihm suchten, es erkennen würden, „wenn man das Merkmal in die Zeitung setze“. Doch ließ sich kein besonderes Merkmal entdecken und auch später, trotz aller Nachforschungen, Anzeigen und Kundmachungen weder von den Zigeunern noch von der Herkunft des Kindes eine Spur finden.

Die alte Wagnerin hatte es zu sich genommen und ihre Armut mit ihm geteilt, nicht nur aus Gutmütigkeit, sondern auch in der stillen Hoffnung, daß seine Eltern einmal kommen würden in Glanz und Herrlichkeit, es abholen und ihr hundertfach zu erlösen, was sie für das Kindlein getan hatte. Aber sie starb nach mehreren Jahren, ohne den erwarteten Lohn eingehemst zu haben, und jetzt wußte niemand, wohin mit ihrer Hinterlassenschaft — dem Findling. Ein Armenhaus gab es im Dorfe nicht, und die Barmherzigkeit war dort auch nicht zu Hause. Wen um Gottes willen ging das halbverhungerte Geschöpf etwas an, von dem man nicht einmal wußte, ob es getauft war? „Einen christlichen Namen darf man ihm durchaus nicht geben,“ hatte der Küster von Anfang an, unter allgemeiner Zustimmung, erklärt; aber auf die Frage der Wagnerin: „Was denn für einen?“ keine Antwort gewußt. „Geben's ihm halt einen provisorischen,“ war die Entscheidung gewesen, die endlich der Herr Lehrer getroffen, und die halb taube Alte hatte nur die zwei ersten Silben verstanden und den Jungen Probi und nach seinem Fundorte: Kirchhof genannt. Nach ihrem Tode waren alle darüber einig, daß dem Probi Kirchhof nichts Besseres zu wünschen sei, als eine recht baldige Erlösung von seinem jämmerlichen Dasein. Der Armselige lebte vom Abhub, fleidete sich in Fetzen — abgelegtes Zeug, ob von kleinen Jungen, ob von kleinen Mädchen, galt gleich — ging barhäuptig und barfüßig, wurde geprügelt, beschimpft, verachtet und gehaßt, und prügelte, beschimpfte, verachtete und haßte wieder. Als für ihn die Zeit kam, die Schule zu besuchen, erhielt er dort zu den zwei schönen Namen, die er schon hatte, einen dritten: „der Abschaum“, und tat, was in seinen Kräften lag, um ihn zu rechtfertigen.

Da war im Orte die brave Schobervirtin. Im vergangenen Herbst hatte Probi in einem Winkel ihrer Scheuer eine Todeskrankheit durchgemacht, ohne Arzt und ohne

Pflege. Nur die Schoberin war täglich nachsehen gekommen, ob es nicht schon vorbei sei mit ihm und hatte ihm jeden Morgen ein Krüglein voll Milch hingestellt. Die Gewohnheit, ihm ein Frühstück zu spenden, behielt sie bei, auch nachdem er gesund geworden war. Pünktlich um fünf fand er sich ein, blieb auf der Schwelle der Wirtsstube stehen und rief: „Mei Müalch!“ Er bekam das Verlangte und ging seiner Wege. Einmal aber ereignete sich etwas ganz Ungewöhnliches. Der Wirt, der sonst seinen Abendrausch regelmäßig im Bette ausschließte, hatte ihn diese Nacht auf der Bank in der Wirtsstube ausgeschlafen und erwachte im Augenblick, in dem Probi auf die Schwelle trat und rief: „Mei Müalch!“

Was sagte der Radel? Was wollte er? Schober dehnte und rechte sich. Ein verflucht kantiges Lager hatte er gehabt, seine Glieder schmerzten ihn, und seine Laune war schlecht. Der grobe Kloß Probi fand heute an ihm einen groben Keil. „Nicht zu verlangen, zu bitten hast, Du Lump! Kannst nicht bitten?“

Der Junge riß die farblosen Augen auf, sein schmales Gesicht wurde noch länger als sonst, der große, blasse Mund verzog sich und sprach: „Na!“

Die Früchte, die ihm dieses Wort eintragen sollte, reiften sogleich. Schober sprang auf ihn zu, verabreichte ihm sein Frühstück in Gestalt einer tüchtigen Tracht Prügel und warf ihn zur Tür hinaus. Solche kleinen Zwischenfälle machten aber keinen Eindruck auf den Jungen. Wie alltäglich fand er sich am nächsten Morgen wieder ein und forderte in gewohnter Weise „seine“ Milch. Die Wirtin gab sie ihm, aber eine gute Lehre dazu:

„Du mußt bitten lernen, Bub, weißt? — Bitten. Bist schon alt genug, bist g'wiß — ja, wenn man bei Dir nur was g'wiß wüßt! — g'wiß schon vierzehn. Also merk Dir, von morgen an: Wenn's kein Bitten gibt, gibst's keine Milch.“ Sie blieb dabei, ob es ihr auch schwer wurde. Wie schwer, sah Probi wohl, und es war ihm ein Genuß, eine Befriedigung seiner Lumpeneitelkeit. Ihm, dem Ausgestoßenen, dem Namenlosen, war Macht gegeben, der reichsten Frau im ganzen Orte Stunden zu trüben und die Laune zu verderben. Sie blickte ihm mit Bekümmernis nach, wenn er ohne Gruß an ihrer Tür vorüberging, zur Arbeit in den Steinbruch.

Dort tagelöhnerete er jetzt beim Wegemacher, der ihn in Kost genommen und ihm ein Obdach im Ziegenstall gegeben hatte. Der Wegemacher brauchte nicht, wie die anderen Leute, den Umgang mit Probi für seine Kinder zu fürchten. Die fünf Wegemacherbuben konnte der Auswürfling nichts Böses lehren, sie wußten ohnehin schon alles und waren besonders Meister in der Tierquälerei. Die Ziegen, Kaninchen, die Hühner, die ihnen untertan waren, und der Haushund, die unglückliche Spitzin, gaben Zeugnis, ihre Narben erzählten davon und ihre beschädigten Beine und ihre gebrochenen Flügel. Probi fand sein Ergötzen an dem Anblick der Robeit, den er jetzt stündlich genießen konnte. Er fing für die kleineren der Buben Vögel ein und gab sie ihnen „zum Spielen“ und dann konnten sie von Glück sagen, wenn sie kein allzu zähes Leben hatten.

Das ärmste von den armen Tieren der Wegemacherfamilie war aber die alte Spitzin. Sie lief nur noch auf drei Beinen und hatte nur noch ein Auge. Ein Fußtritt des Erstgeborenen unter ihren Beinern hatte sie krumm, ein Steinwurf sie halb blind gemacht. Trotz dieser Defekte trug sie ihr impertinentes Näschen hoch und ihr Schwänzchen aufrecht, bellte jeden fremden Hund, der sich blicken ließ, wütend an, und ihre Beschimpfungen gesten ihm auf seinem Müchzuge nach. Die Söhne des Wegemachers fürchtete, ihn selbst haßte sie, weil er ihr ihre kaum geborenen Jungen immer wegnahm und, bis auf ein einziges, in den See warf.

Zur Zeit, in der Probi beim Wegemacher Steine klopfte und Sand siebte, bekam die Spitzin noch im Greisenalter abermals Junge, ihrer vier, von denen drei gleich ins Wasser mußten. Sie konnte kaum eines mehr ernähren, sie war zu alt und zu schwach, und es sah ganz danach aus, als ob sie nicht mehr lang leben sollte. Das Geschäft des Erkäufens überturg der Vater an jenem Tage seinem Ältesten, dem Anton, und dem machte etwas, das einem anderen Ge-

schöpfe Wehlat, dieses Mal kein Vergnügen. Die Spizin war bis jetzt wie ein Wolf, wenn sie Junge hatte.

„Der Vater fürcht' si vor ihr,“ sagte Anton zu Provi, „drum schickt er mi. Komm mit, halt sie, wenn ich ihr die Zungen nimm, halt ihr's Maul zu, daß mi nit beißen kann.“

Im Holzverschlag neben dem Ziegenstalle auf einer Handvoll Stroh lag zusammengerengelt die schwarze Spizin und unter ihr und um sie herum krabbelten ihre Kleinen und winselten und suchten mit blinden Augen und tasteten mit weichen, hülflosen Pfötchen.

Die Spizin hob den Kopf, als die Knaben sich ihr näherten, ließ ein feindseliges Knurren vernehmen, fletschte die Zähne.

„Dummes Viech, grausliches!“ schrie Anton und steckte halb zornig, halb ängstlich die Hand nach einem der Hündchen aus. „Halt siel halt siel daß sie mi nit beißt!“

Schon recht, wenn's di beißt, dachte Provi. Es fiel ihm nicht ein, sich um Antons willen in einen gefährlichen Kampf mit der Hündin einzulassen; nur um die eigene Sicherheit war ihm zu tun, und so nahm er seine Zuflucht zu einer Kriegsklist, kauerte auf den Boden nieder und hob mit kläglichem Schreie an: „O die orme Spizin, no jo, no jo! Ruhig, orme Spizin, so, so... ma tut ihr jo niz, ma nimmt ihr jo nur ihre Zungen, no jo, no jo!“

Die Spizin zauderte, knurrte noch ein wenig, doch mehr behaglich jetzt als bössartig. Die Worte, die Provi zu ihr sprach, verstand sie nicht, aber ihren sanften, beschwichtigenden Ton verstand sie und dem glaubte sie. Was wußte die Spizin von Kralitt und Heuschelei? Ein Mensch sprach einmal gültig zu ihr, so war auch seine Meinung gültig. Sie legte sich wieder hin, ließ sich streicheln, schloß bei der ungewohnt wohlthuenden Berührung wie zu wonnigem Schläse ihr Auge. Die Schnauze steckte sie in Provis hohle Hand, die sie ihm dankbar und zärtlich leckte.

„No — also no!“ rief er den Kameraden an: „Pač 's z'amm'. Mač g'schwind!“

Anton griff zu, und im nächsten Augenblick sprang er auch schon mit drei Hündchen in den Armen aus dem Verschlag, in großen, fröhlichen Sätzen über die Straße, die Uferböschung zum See hinab. Provi folgte ihm eiligst nach; den Hauptpaß, mit anzusehen, wie die Hündchen ertränkt wurden, konnte er sich nicht entgehen lassen.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein rettendes Interview.

Es war zur Zeit der Dezemberkämpfe 1905 in Petersburg. Die Polizei gab sich alle Mühe, das Exekutivkomitee des Deputiertenrates der Petersburger Arbeiter, das den Massenstreik leitete, abzufangen. Ueber Petersburg wurde damals der Besatzungszustand verhängt. Soldatenpatrouillen durchzogen die Stadt, auf den größeren Plätzen waren förmliche Kriegslager, jeden Augenblick passierten durch die Straßen in leichtem Trab Pelotons Kosaken. Alle Brücken, alle Reivauübergänge, die wichtigsten öffentlichen Gebäude und die elektrischen Zentralen wurden militärisch bewacht. Die Schutzleute bekamen mächtige Hinten, mit denen sie sich recht unbeholfen bewegten. Es wummelte in der Stadt von Spizeln und verkleideten Polizisten. Die berüchtigten Dworniks packten genau auf bei jedem, der ein- oder ausging. Wir versammelten uns dennoch jeden Abend und tagten bis spät nach Winternacht; das Präsidium aber blieb den ganzen Tag beisammen, um Nachrichten über den Fortgang des Streiks, Zusammenstöße mit dem Militär usw. entgegenzunehmen und die nötigen Dispositionen zu treffen. Während der Sitzungen des Exekutivkomitees stellten wir regelrechte Posten auf, die über Annäherung von Polizei oder Militär und überhaupt über jede verdächtige Bewegung oder Persönlichkeit sofort Meldung zu erstatten hatten. So entgingen wir wiederholt der Verhaftung. Wir versammelten uns in Privatwohnungen, wobei es oft sehr eng zuging, in Geschäftslokalen, einmal auch hinter den Kulissen eines Theaters; wiederholt war das luxuriöse Palais einer Dame der hohen Aristokratie unser Asyl, noch häufiger drängten wir uns in ärmlichen Proletariatswohnungen zusammen, wo eine flackernde Petroleumlampe nur noch den Präsidientisch beleuchtete und den dichtgefüllten Raum im Hintergrunde in düstere Schatten hüllte.

An einem Tage war ein stark besuchtes Bureau zum Sitz des Präsidiums gewählt. Es befand sich im ersten Stockwerk und hatte zahlreiche Zimmer und Gänge. Das war es besonders, was uns dieses Lokal wert machte. Am Vormittag kam ich hin. Ich hatte aber noch keine Zeit, mich einzurichten, als der Alarmruf erscholl: „Die Polizei ist da!“ Diese traf rasch ihre Dispositionen. Alle Ein- und Ausgänge wurden abgeperrt, wo man hinblickte, sah man

Schutzleute, in den Hof wurde Militär eingeführt. Ich saß da, wie der Fuchs im Eisen.

Ich hatte Skripturen bei mir, die keinen Zweifel zuließen über meine Zugehörigkeit zum Präsidium des Deputiertenrates.

Da durchzuwachen mich ein rettender Gedanke. „Sie verstehen doch deutsch?“ — wandte ich mich an einen jungen Ingenieur, der neben mir zu stehen kam. — „Ja“, antwortete er. — „Also, aufgepaßt! Von nun an spreche ich kein Wort russisch. Ich bin ein ausländischer Berichterstatter, der hierher kam, um Sie zu interviewen — und zwar über die Kaphthadrände in Waku. Sehen wir uns. Sie antworten auf meine Fragen, doch, bitte, bewahren Sie Ruhe.“ Ich zog mein Notizbuch aus der Tasche und skizzierte rasch das Interview. Mein Partner war im ersten Augenblicke etwas nervös und ungeduldig, doch, fand er sich bald in die Situation. Ich schloß mit den Worten: „Die Unterredung wird durch die Polizei unterbrochen, die eine Hausdurchsuchung vornimmt.“

Im Hause herrschte großer Trubel. Es waren eine Menge Leute da, die in den verschiedensten geschäftlichen Angelegenheiten nach dem Bureau kamen und nunmehr gefangen gehalten wurden. Der Polizeihauptmann mit zwei Leutnants installierte sich in einem größeren Saal. Hier wurden nach und nach alle versammelt. Jeder der Anwesenden mußte vortreten, um sich zu legitimieren und ausgefragt zu werden; darauf wurde an ihm eine Leibesvisitation vorgenommen. Herausgelassen wurde vorherhand niemand. Man beschwerte sich, protestierte, schimpfte und lärmte. In der allgemeinen Aufregung kam dieser und jener, viele, die mich gar nicht kannten, auch an mich heran und machten in heftigen Worten ihrem Verdruß gegen die Polizei Luft. Meine Antwort war ein stummes Mienenenspiel, in dem viel Mitleid, aber wenig Verständnis zu lesen war.

Ich nahm meinen Ingenieur unter den Arm und ging mit ihm zum Tisch des Polizeihauptmanns. „Dieser Herr ist ein Ausländer“ — begann mein Begleiter: „er ist Berichterstatter, er hat eine Anzahl Geschäfts- und Fachleute über die Kaphthaindustrie interviewt und war gerade daran, mich auszufragen, als Ihr Besuch uns unterbrochen hat. Er wird jetzt eine schöne Vorstellung bekommen von unseren russischen Zuständen. Lassen Sie ihn wenigstens sofort frei, die Sache ist auch jetzt schon skandalös genug!“

„Wie heißen Sie?“ — fragte der Polizeihauptmann und warf mir einen scharfen Blick zu, hinter dem jedoch, zu meinem großen Vergnügen, eine gewisse Unsicherheit lauerte.

Ich nannte einen tschechischen Namen.

„Ich spreche wenig russisch — radebrechte ich — ich bin Slowake, aber ich spreche niz russisch. Sprechen Sie vielleicht deutsch?“ Dann, ohne erst eine Antwort abzuwarten, redete ich, so lebhaft ich nur konnte, deutsch auf ihn ein und hielt ihm mein Notizbuch mit dem Interview vor. Ich sah, daß er nichts davon verstand, aber mein Redestrom machte Eindruck — ab und zu setzte mein Begleiter ein Wort dazwischen, um mich zu erklären — der Polizeimeinich glockte mich verdutzt an. Schließlich rief er den Schutzleuten an der Tür zu: „Nach Waffen durchsuchen! Hat er keine — freilassen!“

Die Schutzleute betasteten meine Rocktaschen. Im Flur wurde mein Ueberzieher heruntergeholt und durchsucht. „Sie können gehen!“ Ich zog den Ueberzieher an, setzte den Hut auf. Dann hob ich meine Gummischuhe in die Höhe und hielt sie den Schutzleuten vor die Nase: „Niz Browning!“ Die Umstehenden lachten. „Adieu!“ Ich schwenkte den Hut und entfernte mich. Etliche Stunden später trat das Präsidium des Deputiertenrates wieder zusammen.

Pv.

Kleines feuilleton.

Kunst.

— In der Münchener Sezession. Die Wiederkehr des ewig Gleichen beherrscht nach Nietzsche's Wort Welt und Sein. Auch im Kleinen und Dertlichen gilt das, z. B. in der Münchener Kunst, deren Jahreslauf genau geregelt ist wie der Lauf einer Uhr. So wird stets zum Festtag die „Hledermaus“ im Hoftheater aufgeführt, Wagners Todestag durch „Tristan“, markiert und der Johannistag durch die „Meisterjünger“, am Totenseste wird Grillparzers „Abnra“ als zum Grufeln geeignetes Stück herborgeholt, und am 31. Mai eröffnet der Prinzregent die Jagdgründe der Münchener Sommer-Fremden: ich meine natürlich den Glaspalast und die Sezession.

Früher stellten im Glaspalast die Akademiker, die um die königlich-bayerische Künstlergenossenschaft gescharten hoffähigen Professoren der Akademie aus und in der Sezession die Modernen, die Revolutionäre, die vom Sturm und Drang, auf deren Banner die frühlichen Zeichen: Fortschritt und Entwidlung wehten. Heute ist rechter Hand, linker Hand: alles vertauscht.

Es ist in der Tat nicht einzusehen, warum die Sezession 1907 nicht im Glaspalast ausstellte, wenigstens im linken Flügel des gläsernen altersschwachen Entoutcas. Die doppelten Regie-kosten sind hier wirklich nur ein Vorwand und die zehntausend Münchener Malergruppen können ruhig wieder vereint marschieren und vereint schlagen. Was die Sezession befruchtet von neufranzösischen Einflüssen, nach 15-jährigen Kämpfen als künstlerischen Westgand errungen und erobert hat, das ist allmählich Gemeingut geworden. Mit Ausnahme der ganz verzopften und verkalkten Semoren der hoffähigen Genossenschaftsliquen malen oder können wenigstens die meisten Mitglieder der „alten Akademie“ heute genau so malen wie die einst als legerisch verschrienen Modernen. Und diese selbst?

Sind sie wirklich noch modern, freischöpferische, originelle, selbständige Persönlichkeiten? Oder sind sie nicht vielmehr satte, verdauende Vespiger (wie Janner im „Siegfried“ brüllt: „Ich lieg' und besch'“, laßt mich schlafen“), sind sie nicht in Manier und „Stilprinzipien“ erstarrt, kopieren sich gegenseitig und malen rechtschaffen jahraus jahrein weiter, in erprobter Kunstübung, frei von gefährlichem Sturm und Drang? Immer dieselben Namen, immer derselbe fest nach außen geschlossene Kreis von Gesellen und Meistern. Nur daß innerhalb der Clique jährlich ein paar Gesellen zu Meistern abanzugieren und nun ihrerseits das Recht beanspruchen dürfen, ihre Manier, ihre Palette, ihre Optik als vorbildlich aufzustellen für den Gesellennachwuchs. Heißt das Entwicklung?

Lassen wir nun kurz die Stammgäste Revue passieren und betrachten dann die Handvoll Ausländer, die der Ausstellung den Stempel des Internationalen geben sollen. Da ist der Ritter Franz von Stuck. Nur noch Sensation für Neulinge und Plutokraten, die meistbietend große Namen für ihre Privatgalerien kaufen wollen. Er macht diesmal Kollegen Kaulbach Konkurrenz, ist unter die Fürstentümer gegangen und bringt das Konterfei des heftigen Großherzogs mit einem Stich ins Egotische stilisiert, so ungefähr wie wenn Stuck seinen niederbayerischen Bauernschädel in einen klassischen Römerkopf verwandelt. Daneben eine kleine „Kreuzigung“, nur Farbeneffekte in aparten, dunklen, satten Tönen, aber Form, Komposition, Zeichnung sind gänzlich überwunden. Dann aber sein großer Schinken: „Unterwelt“. Ein Panoptikum aller seiner dank- und gangbaren Motive aus der vergangenen großen Zeit: ein bizarrer „Medusa“, etwas „Lucifer“, ein Stückchen „Krieg“, natürlich die „Sünde“ in voller Lebensgröße mit einer neuen grünen Schlange. Stuck — er beweist dies jetzt seit fünf Jahren — ist als freischaffender Künstler vollständig bankrott, er ist nur noch Maler, Farbentechniker. Aber wie hoch denken Sie notieren Stuck-Aktien auf der anglo-amerikanischen Kunstbörse? Neben Stuck behaupten sich nach wie vor in der alten Gunst Habermann und Keller. Beide sind geniale Manieristen, der diesjährige Präsident der Sezession nebenbei auch noch ein exzellenter Maler, dessen feine nervöse, auf graublaue, braungrüne, mattgelbe Nuancen gestimmte Palette viele Bewunderer und Nachahmer unter den Gesellen hat. Niemand hat so wie er den Typus der modernen Frau getroffen. Diesmal bringt er außer dem Bildnis seiner Mutter eine hell und farbig gefasene Kellertafel: „Das Modell“. Albert von Keller ist es nach scharfem Grübeln gelungen, eine Variante zu seinem Leib- und Magentema: „Bison“ zu finden. Gotthardt Kuehl-Dresden erfreut durch ein paar seiner sauberen, sorgfältig gemalten Kirchen-Interieurs. Schramm-Pittau hat Motiv und Format vergrößert: er ist von der Ente auf den Bod gekommen und zeigt zwei lebendige, von hellem Sonnenlicht umflossene Ziegen im Grünen. Hubert v. Heyden, der sezessionistische Hühner-Massael, beweist mit seinem „Weißen Indianer“ und „Gesüßel“ wieder, wie sehr er die Seele des Hühnerhofs zu entdecken bemüht ist. Hans Hagemann, Karl Seyler, Karl Piepho, treue Jünger Dachaus, schreiben immer noch die gleiche Handschrift wie zur Zeit der Blüte dieser melancholisch-sensitiven Landschaftler und Tierbildner. Winter-nitz kopiert Wölfe, Joseph Bloch-Berlin (Der neue Hut) Nisil und Franz Hoch malt Schlagjähre und schreibt darunter: „Schneeinsamkeit“. Hans Veat Wielands Landschaften sind dagegen stimmungsvolle, aus begeisterter Naturliebe empfundene Bilder, aber mitunter durch eine etwas theatralische Art der Aufmachung verstimmt, wie in der großen „Sommernacht“. Für die bedeutendsten Naturbilder der Ausstellung halte ich Wilhelm Lehmanns: „Sommermorgen“ und „Abziehendes Gewitter“. Ihnen am nächsten steht vielleicht Karl Winnen's „Abend“, ein ergreifendes Stück niederdeutscher Heide- und Moor-melancholie in jenen Momenten der Nachtstille, ehe Form und Farbe erlischt. Das Gemälde stammt aus dem Besitz der Berliner Nationalgalerie. Hermann Plener, der prächtige schwäbische Eisenbahnmaler, das Gegenstück zu dem Berliner Naturalisten Voluscha, bringt einen „Wahnhof im Schnee“ und ein „Gelbes Haus“ am Schienenstrang. Was Ludwig Herterich mit seinem impressionistischen blaugeprenten Figurenbild: „Der Morgen“ sagen wollte, kann ich leider ebenso wenig deuten wie Slevogts Abbildungen auf der großen Leinwand: „Der Ritter und die Frauen“, „Triumph der modernen Malerei“!

Auch ein paar Künstlerporträts sind zu sehen: von Louis Corinth ein charakteristischer Künstlerkopf Conrad Ansores, Albert Weisgerber hielt das klappernde Gebein Ludwigs Scharfs, des Münchener Bohème-Dichters, fest. Von den Fremden sind mit Hochachtung zu nennen: der Schwede Fjaestad (winterliche Flussbilder), Helene von Wederath-Paris mit ihrem auffallenden, leuchtenden Gruppenbild bretonischer Bauern, das stellenweise direkt an Juloaga und Goya erinnert, der Mailänder Arturo Pietti mit einigen brillant gemachten Pastellköpfen, der Wiener Ferdinand Schmuyl mit seiner großen Malierung des Joachim-Quartetts. Mit Schmid-Reuttes teilweise aus Hans Thomas Besitz stammenden Riesenkartons: Kain, Kreuzigung, Am Scheidewege, Ruhende Flüchtlinge, kann man sich nur schwer befremden. Hodler'sche Einflüsse wirken hier wohl direkt formbestimmend. Etwas Asiatisch-Starres liegt in diesen braunen Akten, die wie haldaische Grabfiguren tot und leer im Raume stehen. Aber was uns ahnen macht, gilt als höchste Kunst. Der Platz vor diesen vier seltsamen Bildern wird nie leer von staunenden Besuchern.

M.

— Die Meuterei der französischen Armee zur Zeit der Revolution. Die Gehorsamsverweigerungen, die in diesen Tagen von südfranzösischen Regimentern begangen wurden, werden bei den französischen Historikern Erinnerungen an die Zeit, die vor nun bald 120 Jahren die königliche Armee Frankreichs zur Revolution überging. Einer eingehenden Darstellung dieser Vorgänge, die ein Geschichtsschreiber jener Tage, Henry Houssaye im „Gaulois“ veröffentlicht, mögen einige Szenen entnommen werden. Am 24. Juni 1789 weigerten sich zwei Kompagnien der Gardes-françaises, ihren Dienst zu erfüllen, unter dem Vorwand, daß der König erklärt habe, er wolle an der „Institution der Armee“ nichts ändern. Diese Dienstverweigerung war in der königlichen Armee der erste Fall von Insubordination. Er war vor allem schwerwiegend, weil die Gardes-françaises, ein Elitelokal par excellence, zum königlichen Haushalt zählten. Der Oberst du Chatelet kannte den schlechten Geist seiner Truppe sehr wohl; er wußte, daß die Mannschaften, die sich vorwiegend aus Parisern rekrutierten, mit der Vorortbevölkerung verkehrten, daß sie die Kabarets überließen, Volksversammlungen besuchten, die Journale und Pamphlete lasen. Er zögerte, mit Strenge vorzugehen und beschränkte sich darauf, die schuldigen Kompagnien in ihren Quartieren zu konfinieren. Vier Tage später wurde der Kasernenarrest auf das ganze Regiment ausgedehnt. In Voraus-sicht, daß Volksunruhen zu unterdrücken sein würden, erhielten die versammelten Gardes den Befehl, ihre Waffen zu laden. Sofort löste sich die Ordnung, die Mannschaften legten ihre Gewehre in die Waffenstände zurück, forcierten die Ausgänge und zersprengten sich über Paris mit den Rufen: „Es lebe der dritte Stand! Wir sind Soldaten der Nation!“ Einige Hundert von ihnen wandten sich zum Palais Royal; mit Beifall wurden sie begrüßt, man gab ihnen zu trinken. Bei der Rückkehr in die Kaserne wurden elf der Meuterer, die man als Führer ansah, arretiert und in die Abbatte (das Militärgefängnis) gesperrt. Aber am zweitägigen Tage, gegen 7 Uhr abends, wirt ein Unbekannter ein Schreiben in die Versammlung im Palais Royal. Loustalot, der Verfasser der „Revolution von Paris“, hebt das Schriftstück auf. Es enthält die Nachricht, daß mehrere Gardes-françaises in die Abbatte abgeführt worden sind, weil sie sich weigerten, auf das Volk zu schießen. Loustalot ruft: „Auf, laßt uns unsere Brüder befreien! Zur Abbatte!“ Die Menge folgt ihm. Auf dem Wege wächst der Haufen, heimkehrende Arbeiter schließen sich dem Zuge an; als man die Abbatte erreicht, zählt der Haufen 4000. In diesem Augenblick biegt aus der Rue Taranne ein Escadron Dragoner ein, den Säbel in der Faust. Man schreit den Reitern zu: „Es sind Soldaten, die befreit werden!“ Sie stecken den Säbel in die Scheide und wenden die Zügel. Die eingeschüchterten Gefangenenträger liefern die Arrestanten der Menge aus; im Triumph werden sie zum Palais Royal geleitet. Man logiert sie im Hotel de Genöve ein; Patrioten wachen für ihre Sicherheit, die Nationalversammlung wird in Versailles beim König vorstellig, der König bequädigt sie. Seine Milde bleibt auf den Geist der Truppen ohne Wirkung. Am 3. Juli kommt eine Schar Kanoniere ins Palais Royal und fraternisiert mit der Wache. Am 12. Juli greifen Gardes-françaises auf dem Boulevard ein Detachement Royal-Allemands mit Gewehrklüffen an; am selben Abend marschirt das Bataillon der Kaserne an der Rue Verte, von Gouzon, dem „Mirabeau der Vorstädte“ aufgewiegelt, auf die Place Louis XV., um der fremdländischen Kavallerie ein Gefecht zu liefern, aber Wesenbal hat seine Truppen schon zurückgezogen. Das Verhalten der Gardes-françaises am 14. Juli, ihre Teilnahme am Vorfälle Sturm sind bekannt; weniger verbreitet ist die Kenntnis von den Vorgängen in den Provinz-garnisonen. Auf die Nachricht von der Eroberung der Bastille veranlassen sich die Bewohner von Rennes in Waffen. Der Graf de Langeron, der zweite Kommandant des Bretagnegouvernements, läßt die Truppen ausrücken, die Artois, die Lorraine-Infanterie und die Dragoner von Orleans. 800 Soldaten gehen zum Aufstand über; sie rufen: „Es lebe die Nation. Wir tauchen unsere Hände nicht in französisches Blut!“ Die übrigen kehren in die Kasernen zurück. In San Malo öffnet die Festungswache dem Volke die Tore zur Zitadelle. In Bordeaux liefern die Soldaten des Saint-Remy-Regiments den Patrioten die im Trompetenschloß aufgespeicherten Waffen aus und lehren sie deren Handhabung. In Toul weigern sich die Dragoner, eine Eskorte zur Abführung der auf Befehl des Leutnants du Roi verhafteten Delegierten von der Vaillange zu stellen; sie wollen „die Würde der nationalen Vertretung nicht bloßstellen“. In Strassburg unterdrücken die Regimenter Alsace und Hessen-Darmstadt die erste Meuterei. Doch am nächsten Tage geben die Soldaten die Inurgenten, die sie selbst arretiert haben, frei, stürmen die Strafanstalt, in denen die Frauenmädchen interniert sind, plündern die Keller der Wirte und Hoteliers und feiern eine Nacht und einen Tag lang eine höllische Orgie. Um das Militär zu beruhigen, weiß der Gemeinderat von Besançon kein besseres Mittel, als die Meuterer zu einem großen Verbrüderungsbanquet einzuladen. In den Meuterereien gesellen sich die Desertionen, die in allen Garnisonen sich vervielfältigen. Im September 1789 hatten mehr als 16 000 Soldaten ihre Truppenteile verlassen, um sich in die besoldete Nationalgarde einreihen zu lassen. Am 5. Oktober, in Versailles, im Kampfe vor dem Schlosse, beginnen die Mannschaften vom Regiment de Flandre mit ihren Wadestöcken raseln, um den Parisern zu zeigen, daß sie

entschlossen sind, ihre Waffen nicht zu gebrauchen; die Jäger der Wälder seien ab und stecken ihre Säbel in die Scheide. Am nächsten Tage marschieren die aufgelösten Truppen nach Paris, im Zuge des Königs, mit Frauen am Arme, und mit den Nationalgardisten und den Pikennännern vermischt, die auf ihren Lanzen als Trophäen die blutigen Köpfe der schweizer Leibgardisten dahertragen. Von nun an wird die Bewegung unaufhaltsam. Der König fand in der Armee keine Stütze mehr. Mit dem Sturm auf die Bastille war die Armee der Revolution gewonnen; und schon nach dem 10. August, als La Fayette, im Vertrauen auf seine große Popularität, seine Armee gegen die Pariser Regierung führen wollte, antworteten die Truppen auf seine Ansprache mit dem Rufe: „Es lebe die Nation!“ Ein alter Soldat wie Kellermann konnte daher mit Recht sagen: „Die reguläre Armee ist es, der man die Revolution verdankt.“

Medizinisches.

Schlafkrankheit und Paralyse. Die Paralyse (Gehirnerweichung), die als Endstadium einer syphilitischen Infektion angesehen werden muß, verläuft, wie Dr. Fürst in der „Umschau“ schreibt, zwar nicht wie die Schlafkrankheit, die etwa zwei bis fünf Jahre nach der Infektion mit Trypanosoma gambiense auftritt, unter Fiebererscheinungen, aber beiden Krankheiten gemeinsam ist eine Kombination zunehmender geistiger Schwäche mit körperlichen nervösen Symptomen. Erstere äußert sich bei der Schlafkrankheit in einer Abnahme der geistigen Fähigkeiten bis zum völligen geistigen Verfall, nicht etwa nur, wie der Name zu sagen scheint, in abnormer Schlafsucht. Was die körperlichen Symptome anlangt, so treten ganz ähnlich wie bei der Paralyse schon frühzeitig Bittern, auffallende Muskelruhe, später Lähmungen auf, ganz besonders aber auch Sprachstörungen, welche letztere ja als besonders wichtiges Kennzeichen beginnender Gehirnerweichung auch im Laienpublikum bekannt sind.

In einer kürzlich erschienenen Abhandlung von Spielmeier wird nun in äußerst interessanter Weise der Nachweis geführt, daß die mikroskopisch wahrnehmbaren Veränderungen des Gehirns und Rückenmarks bei Schlafkrankheit und Syphilis auffallend übereinstimmen.

Die Ähnlichkeit der Syphilis mit einer ausschließlichen Tropenkrankheit gewinnt erst Verständnis durch die Wahrscheinlichkeit einer ursächlichen Verwandtschaft beider Erkrankungen. Anscheinend stehen nämlich die Trypanosomen, die Erreger der Schlafkrankheit, nicht allzu ferne von den Spirochäten, zu welcher Gruppe die Erreger der Syphilis gehören. So war es auch Schaudinn einmal bei einem Blutparasiten des Steinlauges geglückt, zweifellose Trypanosomenformen in spirochätenartige Gebilde übergehen zu sehen. Die Ähnlichkeit im Symptomenbild der Schlafkrankheit und der Paralyse sieht also im Einklang mit den Resultaten der biologischen Forschung.

Aus dem Tierreiche.

Ameisen als Sanitätspolizei. Unter der Ungezieferplage haben die Tropenpflanzen besonders in Südamerika viel zu leiden. Für die Felder sind die Heuschrecken die schlimmsten Feinde, für die Wohnhäuser die Ameisen, die Schwabenläfer und die Schlangen. Auch die Ratten machen sich oft sehr lästig. Es sind schon von Einzelunternehmern wie von Staatsregierungen viele Preisausreibungen für ein rationelles Massenvertilgungsverfahren aufgetrieben worden. Nun hat ein deutscher Farmer, namens Wölle, der lange in Südamerika lebte, ein vorzügliches Mittel gegen die Ungezieferplage in der Tierwelt selbst entdeckt. Wie er dazu kam, erzählt er selbst im „Tropenpflanzer“. In einer angeblich ungezieferfreien Farm in Bolivien hatten sich in kurzer Zeit die Ameisen, die Schwaben und die Ratten eingefunden und der Kampf war total aussichtslos. Das Zeug vermehrte sich so rapid, daß schon an eine Räumung der Wohnung gedacht werden mußte, als eines schönen Tages Ameisen, Schwaben und Ratten fluchtartig das Haus verließen, ohne daß dafür irgend eine sichtbare Ursache zu konstatieren gewesen wäre. Erst beim Untersuchen der fliehenden Schwabenläfer bemerkte Wölle, daß sich an den Füßen der Käfer eine rotbraune Ameisenart festgebissen hatte. Es handelte sich um die sogenannte fleischfressende Ameise, die auch Zigeunerameise genannt wird, und die der größte Feind aller anderen Ameisenarten, sowie der Käfer, der Ratten und sogar der Schlangen ist. Sie setzen sich am Unterleib der anderen größeren Ameisenarten und bei Ratten im Pelz fest und fressen Löcher in die Haut. Wo die Zigeunerameise auftritt, verschwinden alle anderen nicht fliegenden Insekten. Es sind nun Versuche damit gemacht worden, diese Ameisenart, die in alten Baumstämmen und in trockenen Rohrsträngeln lebt, mit Fleisch herauszuloden und in Wohnungen zu bringen, die von dem Ungeziefer heimgesucht waren. Der Erfolg war jedesmal vollständig sicher.

Aus der Pflanzenwelt.

Eine eigenartige Hauslauchart ist auf Teneriffa einheimisch. In der äußeren Form gleicht sie den bei uns wildwachsenden Arten derselben Gattung. Die rosettenartig angeordneten Blätter von verkehrt eiförmiger Gestalt sind leicht schalenartig gehöhlt und von prächtig bläulich grüner Färbung. Der Durchmesser der Rosette beträgt etwa 30 Zentimeter. Der Standort der Pflanze liegt 1100 bis 2000 Meter über dem Meere, wo sie an Felswänden wächst. An feuchten schattigen Stellen wird die Rosette größer als dort,

wo die Pflanzen dem Sonnenbrand ausgesetzt sind. Während der Vegetationsperiode ist die Rosette ziemlich flach ausgebreitet; sobald aber die sommerliche Trockenheit sich bemerkbar macht, geht eine auffallende Umwandlung mit der Pflanze vor sich. Die zentralen Blätter der Rosette richten sich auf und geben ein außen genau zylindrisches, innen trichterförmig gestaltetes Gebilde ab. Die Farbe bei diesen Blättern bleibt unverändert. Die äußeren Blätter der Rosette dagegen legen sich ganz flach dem Felsboden an und werden nach und nach trocken, wobei sie eine weinrote bis lachsfarbene Tönung annehmen. Eine mit solchen Pflanzen besetzte Felswand gleicht zu dieser Zeit einem riesigen Tablett, auf welchem eine Anzahl Kaffeetassen in bunter Unordnung aufgestellt sind, wobei die verschiedenartige Färbung der äußeren und inneren Blätter ein eigenartiges Bild abgibt. Die ersten herbstlichen Regentropfen genügen, dies Bild zu zerstören. Die Pflanzen nehmen ihre normale Gestalt wieder an und beginnen aufs neue ihr Wachstum. In der geschilderten eigentümlichen Gestalt ist der Pflanze ein wirksames Schutzmittel gegen die andauernde Trockenheit verliehen.

Humoristisches.

— Im Museum für Völkerkunde. Dieschen (vor einer Gruppe Lappländer): „Nu' gud emol, jekt hemm die aach schon Schneeschuh!“

— Feine Unterscheidung. „Na, Wamperl, hast D' n Rheumatismus?“

„Ja, Rheumatismus? ... Wenn ich den hätt', nachher wär 's noch gut; aber ich hab' halt 's Zipperl!“

„Ist denn 's Zipperl noch ärger als Rheumatismus?“

„Na, daß auf! Wenn Du Deine große Zeh' in a' Daumenschraub'n steckst und es dreht aner 'rum, amol, daß Du g'rad' pfeiffst — zwamol, daß Du g'rad' schreiffst — dreimol, daß g'rad' brüllst: das ist Rheumatismus! Wenn aber der elende Kerl hergeht und dreht noch amol 'rum — noch amol ganz 'rum: dann ist es das Zipperl!“

(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Für unsere Jugend ist in erster Linie die tiefmenschliche Erzählung von Marie v. Ebner-Eschenbach bestimmt, die an der Spitze des heutigen Unterhaltungsblattes steht. Aber kein Erwachsener soll meinen, sie wäre nur für die Jugend. Im Gegenteil: Literatur ist nur dann für die Jugend von Wert, wenn sie auch für die Erwachsenen gut genug ist, wenn sie ein Kunstwerk im vollen Sinne ist wie „Die Spitzin“.

— Das Hamburg-Altonaer Gewerkschaftskarteil wird im kommenden Herbst und Winter fünf literarische Abende für die Arbeiterschaft veranstalten, bei denen eine Reihe hervorragender Künstler und Gelehrter mitwirken. Unter anderem wird ein Shakespeare- und ein Dehmel-Abend in Aussicht genommen. Ein anderer Abend soll den Freiheitsdichtern der 40er Jahre gewidmet sein.

— Das Gemäldezimmer des Königsleutnants, der im Leben des jungen Goethe eine Rolle spielte, wurde von Frankfurter Kunstfreunden zusammen gekauft und dem Goethe-Museum in Frankfurt überwiesen. Für eines der Monatsbilder (April) haben Goethe und seine Schwester das Modell abgegeben. In einem Erweiterungsbau des Museums wird das Zimmer mit seinen 86 Gemälden in seinem ursprünglichen Zustande wiederhergestellt werden.

— Felix Mottl, der bisherige Generalmusikdirektor, wurde zum Hofoperndirektor ernannt. Ob die Münchener Oper, die einst einen Ruf in der ganzen künstlerischen Welt hatte, damit wieder zur Bedeutung gelangt? Ob auch dieses Pflaster eine Privatangelegenheit Mottls bleibt?

— Mark Twain als Hofnarr. Der amerikanische Humorist Mark Twain ist gegenwärtig auf einer Agitationsreise beschäftigt für seine Person und seine Bücher natürlich auch. Was darüber für ein Humbug alltäglich in der europäischen Presse berichtet wird, geht ins Amerikanische. Twains Anzug, Twains Absichten, Twains Wig (er hat gar keinen mehr) und so fort ins Endlose. In dem Bestreben, Klatsche zu machen, geht der gerissene Yankee so weit, daß selbst ein Korrespondent der „Köln. Ztg.“ über Twains wohl berechneten Streiche in England schreibt: „Es wäre sehr naiv, Mark Twain für naiv zu halten, seine Aufführung erinnert oft bedenklich an die Privilegien einstiger Hofnarren, und nicht eben zur Erbauung derjenigen, die in ihm auch den sehr geistreichen Menschen und scharfsinnigen Beobachter schätzen, überträgt er aus Klatschbedürfnis die literarische Hanswurstrolle in das praktische Leben.“

— Ein „sozial vorbildliches Theater“ ist das Düsseldorf'sche Schauspielhaus. Alle Mitglieder haben Jahresverträge und bezahlte Sommerferien, die auch den ausscheidenden Mitgliedern zugute kommen. Die Probeengagements, diese verderbliche Einrichtung, die so viele Schauspieler um ein Engagement bringt, sind abgeschafft. Den Schauspielerinnen werden die historischen Kostüme geliefert und bei den Darstellerinnen mit kleinen Gaben auch die modernen. Daß diese Veseitigung größter Mißstände im Theaterwesen bereits als soziale Tat gelten kann, beweist, daß die Sozialreform für die Bühne noch in weitester Ferne liegt.